

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

12.1.1919 (No. 2)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 2

Karlsruhe, Sonntag, 12. Januar

1919

Inhalt: Am Kryptenheiligtume. Von Otto Crusius †. — Otto Crusius †. Ein Nachruf von R. Preisendanz. — Der Pils. Aus P. v. Winterfeld Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters. — Die Reichenauer Klosterschule. Von Hauptlehrer D. Weiner, Ruhheim. — Einst und jetzt. Erinnerungen eines badischen Dorfkinbes. Von Marie Gött. — Badische Totenichau für 1918.

Am Kryptenheiligtume.

Am Kryptenheiligtume
im Garten, den die Träume
und purpurdunkle Bäume
umschweben und behüten,
leuchtet die Wunderblume,
die amethystnen Blüten,
umspielt von bunten Faltern.

Sie welken nicht noch altern,
sie glühn im eignen Schimmer,
wie sie dem Kinde blühten,
so blühn sie heut und immer.

Otto Crusius †.

Otto Crusius †.

Ein Nachruf von R. Preisendanz.

Die selbstbewusste Forderung, daß der klassische Philolog vor allem Künstler sein müsse, um seiner Wissenschaft zu genügen, hat Otto Crusius nicht bloß aufgestellt. Er hat sie erfüllt. Das unterschied ihn von seinen gelehrten Fachgenossen so himmelweit, daß er in keiner seiner zahlreichen Abhandlungen einen Satz schrieb, in keinem Kolleg einen sprach, der den Gedanken an das „gelehrte Gespenst“ wachrief. Sein ganzes Schaffen war bedingt durch dieses Künstlerwesen des Denkens und Empfindens. Dadurch hat er immer so rein hellenisch auf den Studenten gewirkt, der es mühsam ahnte, was der Mann wollte, der über die Menge vor sich hinweg sein scharfes Auge ins Freie richtete, als käme ihm von dort die Eingebung des Augenblicks. Ruhig sprach er, aber jedes Wort ein zündender Funke, voll innerer Sprachkraft. Ein Funke, der lang unbeachtet in der Seele glimmen konnte, bis er plötzlich in Glut zur Fackel aufflammte und seinen Träger zum Höchsten begeisterte.

So hat uns Otto Crusius den Gros zum wahren Hellenentum gegeben. Und mehr... Er führte keinen verständnisvollen Schüler in die Sadgassen des alten Philologentums, das auch heute noch in Hörsälen und Schulen blüht als eine bittere Nieswurz. Er konnte uns junge Fische in begrenzten Fachkolleg entflammen, daß wir plötzlich das Wort vom dionysischen Tanzel verstanden. Trunken von den Griechen zogen wir nach seinen Seminarstunden aus Heidelberg Schloss und lauchten über die Schöne der Welt, die uns der bewunderte Meister enthüllte. Wir trugen ein übervolles Herz von ihm fort, wenn wir einen langen Abend im alten Heidelberger Haus in der Sandgasse verleben durften. Da gab es keinen Niesel vor irgendeiner Frage der Welt, die Anspruch auf Schöne machen konnte. Alles Schöne offenbarte sich als griechisch, weil das allein zum reinen Menschentum führt. Gottfried Keller, Hugo Wolf, Heinrich Reuthold — sie waren mit einem Hauberschlag zu Hellenen geworden. Wer bis ins Letzte hinein das Wesen des Deutschen, seine Dichtung und Kunst verstehen will, muß erst das Griechische erfasst haben. Das war und ist unsere Lösung, wie sie Otto Crusius gab.

Er war mir vom ersten Augenblick der arbor elegantias in Kunst und Wissenschaft. An der klassischen Philologie — im

Seminar, wo's sein mochte, an Ciceros Briefen, an der Ilias — hat er diese geschmackbildende Kunst an uns geübt wie kein zweiter Lehrmeister. Nie hat er, wie die meisten andern, die Ehre suchen, „Schule“ im landläufigen Sinne gemacht. So wenig wie Erwin Rohde, sein Vorgänger auf dem Heidelberger Lehrstuhl, davor bewahrte ihn schon sein untadliger Geschmack. Keinem hat er seine „Note“ aufgezwungen. Jeden ließ er sich selbst entwickeln, aber sein Verkehr allein hat unsere Art und Ansicht vertieft. Das schönste Lehrentum. Otto Crusius war ein Lehrer: seine straffe künstlerische Methode erzog unerbittlich und doch in aller Freiheit. Sie befähigte, das rein Technische am wissenschaftlichen Rüstzeug zu beherrschen und das Schöne leidenschaftlich zu lieben, mit Maß und ohne Phrase und Pose. Es ist leicht, den jungen Studenten zu begeistern mit hohen Worten, auch ohne Kern und Gehalt, leicht, ihn abzuschrecken mit sachlicher Tiefgründigkeit ohne Enthusiasmus. Crusius war Meister der Kunst, über Hellas zum Deutschtum hinzuleiten mit einer innerlichen Begeisterung voll sachlicher Wahrheit. Nie aber hat er Aufhebens gemacht von seiner Begabung, die selbst dem jüngsten Fuchs das Wesen einer schwierigen Frage mühelos erschloß. Nie hat er große Publica vor aller Welt gehalten, ihr seinen Geist mitzuteilen. Er hat auch keine dicken Follanten geschrieben, was doch eigentlich zum guten Buntton gehört. Seine Arbeiten sind fast alle nur große Essays, die einen Guss zeigen. Bald leicht hingeworfen, bald in Form und Inhalt abgeschliffen, schlecht hin vollendet. Aber immer Geist, der lebt. Und doch ist es schade, daß er nicht die Gelegenheit ergriffen hat, ein ausgeprägtes, süddeutsches Zentrum der klassischen Wissenschaft in München zu schaffen, wie sein großer Gegenpieler U. v. Wilamowitz in Berlin. Der Zusammenhalt hätte ihr genützt.

Er hat sich auch nicht auf einem Gebiet oder auf zweien festgenagelt. Da und dort hat er zu graben angefaßt, und immer hat er lauterer Gold antage gefahren. Am spröden Gebiet der antiken Musik hat er verschlossene Tore gesprengt; die griechischen Lyriker haben in ihm einen einzigartigen Vermittler gefunden. Kein zweiter konnte sie so reiflos und frei von eitler Subjektivität auslegen. Er verstand sich nur zu sehr auf diese Künstler der menschlichen Empfindungen. Sonst hätte er die erhoffte Geschichte der Lyrik geschrieben. Er besaß die seltene Gabe völliger Einfühlung: den Volksglauben, und damit die Volksseele hat er durchdrungen in ihrer monumentalen Größe, wie in ihren Mißgestalten und bizarren Auswüchsen. Erwin Rohdes Leben hat er in glücklichem raschen Wurf vorbildlich plastisch hingestellt, Niebichs philologische Schriften herausgegeben — nichts Menschliches blieb ihm fremd.

Die Münchener Jahre haben ihm neue Erkenntnisse gebracht: seine sachliche Produktion hat nachgelassen zugunsten der nur künstlerischen. Der Kriegsbeginn hat ihn zur höchsten Begeisterung hingeworfen; und als andere ihre Kriegsbreden hielten, kam über ihn der heilige Geist der Musik. Seine Liedschöpfungen gehören zum Wahrsten, das diese Zeit an Liedern gebracht hat. Mit wenigen andern stehen sie abseits der Menge, wie das ganze Wirken ihres Bekenners. Und Bekennertat war sein Gedichtband (München 1917). Manche Stunde der „heiligen Not“ und göttlichen Erfüllung dieser und vergangener Jahre ruht in ihnen. Hier kann jeder Schabgräber in Otto Crusius' Seele werden. Seine Lyrik ist Bekennerdichtung und Erlebnis wie die eines Paul de Paganade und Paul v. Winterfeld. Nur kommt sie aus völlig anders gearteten Notwendigkeiten: sie besaß das Leben. Das das Buch bei uns in Baden wenig Beachtung gefunden hat, hat ihn, der unser Land, unsere Schulen so sehr liebte, beendend. „Es hat mich gewundert“, schrieb er mir im Mat 1917, „daß sich in Baden niemand fand, weder in Heidelberg, noch sonstwo, der ein Wort dafür übrig hatte. Auch die Westdeutschen Gymnasialblätter haben sich nicht gerührt... Mich wunderte, daß die Gymnasiallehrer sich der Sache nicht annehmen —, der Bea. den ich da den Leser führe, von der Lüneburger Heide über Oberbayern nach Delphi und Athen, ist doch die Königstraße der Bildung, wie sie sie für die Zukunft wünschen müssen. Aber ich hab immer wieder das Gefühl, wie seltsam unlebendig, im süßen Sinne schulmäßig gelehrt die Antike bei den meisten Lehrern auf- und angefaßt wird, trotz aller pädagogischen Sprüche. Mein alter Direktor Ahrens machte es tausendmal besser ohne den Pult eines pädagogischen Seminars“.

Noch Vieles und Großes haben wir von Otto Crusius erwartet: der Tod hat ihn am 20. Dezember aus einem arbeits- und erfolgreichen Leben gerissen und hat mit ihm seinen ungezählten Schülern und Freunden einen Meister genommen, der sie durch Wort und Schrift zu den höchsten Schönheiten des Altertums und der Bildung überhaupt hinführte: damit hat er sich ihnen

allen unvergesslich gemacht und sie durch dieses ewige Verbleiben zu währendem Danke verpflichtet, eine Erkenntnis, die sich ihm mit Bewußtheit ergab, als noch im letzten Jahre eine anhängliche Jünger-schar den 60. Geburtstag des geliebten Meisters schlicht und einfach feierte.

Der Pilz.*

Meister Notker von St. Gallen
War der Schule treuester Lehrer,
War ein Sängler und ein hell'ger,
Und dazu ein loser Schalk.

Kamen einst die Reichenauer
Klosterbrüder zum Besuche,
Und es ward beim Glase Weines
Diel geweihtet, diel geprahlt.

Hörtet ihr vom Riesenaale
Nicht die vielberühmte Märe,
Des das gute Dörflein Alsbach
Heute noch den Namen trägt?

Gut fünf Ellen in die Länge
Haben wir ihn dort gefangen;
Denn das gute Dörflein Alsbach,
Wißt ihr, zinst der Reichenau.'

Ihr Latein durchschaute Notker;
Doch er sprach, und nickte gläubig:
'Ja, in unserm Schwabenlande
Gibt es solcher Wunder viel.

hab ich doch mit eignen Augen
In Sankt Gallen hier, im Winter,
Schnee bedeckte Tal und Hügel,
Einstmals einen Pilz gesehn.'

Und die Reichenauer Gäste
Riefen wie aus einem Munde:
'Seh mit deinen Lügenchwänken,
Die ein anderer glauben mag!'

Doch er wußte wohl die Stelle,
Wo im Winter, nah der Küche,
Von dem Dunst und von der Wärme
Vor der Zeit der Pilz gesproßt. —

Und es wechselten die Monde,
Und mit Reif und weißen Flecken
fiel der Winter seinen Einzug,
Und er harrte still der Zeit.

Und als er des Pilzes Prachtstück
Sich herangepplegt voll Sorgfalt,
Bracht er es mit lila'gem Schmunzeln
Eines Tags zur Reichenau:

Mir habt ihr nicht trauen wollen —
Traut ihr nun dem eignen Auge?
Hätte gern als Gegengabe —
Ein paar Knorbein eures Hals.'

*) Aus P. v. Winterfeld Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters.

Die Reichenauer Klosterschule.

Von Hauptlehrer D. Weiner, Ruckheim.

Wäthen aus den Fluten des lieblichen Untersees steigt ein Eiland hervor, das mit Recht den Namen *Augia dives*, reiche Au, verdient. Es ist unbekannt, ob die Insel schon vor Erhebung des Klosters bewohnt war. Als Liberius bei seiner Fahrt nach Deutschland über den Bodensee zog, benutzte er als Sammelplatz und Stützpunkt eine Insel, und man vermutet, daß dies die Reichenau war. Nach der Verlegung des Bistums Windisch nach Konstanz fängt die Insel an, geschichtlich bekannt zu werden. In dieser Zeit war die Reichenau Besitz eines ausräuflichen Landvogts, namens *Sinlas*, der auf der Burg Sandeck bei Nannenhach wohnte. Dieser wandte sich ums Jahr 723 an Bischof Pirmin mit der Bitte, in der Gegend das Christentum zu begründen.

Es mag ein denkwürdiger Tag gewesen sein, als Sinlas und Pirmin von der Burg Sandeck aus hinüberblickten über den See, wo, umflutet von den blauen Wellen, die Sinlaseau, ein Eiland, das noch weniger Menschen Fuß betreten, herübergrüßte. Da faßte der Gottesmann den Entschluß, auf der Insel ein Kloster zu gründen. Von einem einzigen Schiffsmann begleitet, fuhr Pirmin hinüber. Als er die Insel betrat, flohen, wie die Sage berichtet, Eidechsen und Schlangen aus dem wirren Gestrüpp und den Eimypfen und schwammen über den See. In kurzer Zeit war die Wildnis durch den Fleiß des Bischofs und seiner Brüder in ein freundliches Eiland umgewandelt und ein Kloster, freilich anfangs noch in kleinem Umfange errichtet, das bald die Bierde der ganzen Seegegend werden sollte. Von dem Getriebe der Welt durch die sanfte Flut des Sees abgeschlossen und doch in größter Nähe eines der wichtigsten Verkehrswege, — der Römerstraße Augsburg — Italien über Konstanz, Bregenz, Chur, Mailand — erblickte hier, in idyllischer Landschaft und begünstigt durch Könige und Kaiser, in kurzer Zeit eine berühmte Stätte der Wissenschaft, eine geistliche Niederlassung, die über tausend Jahre bestand.

Am 25. April 724 wurde von dem fränkischen König Karl Martell der Stiftungsbrief ausgestellt, Klöster und Güter weitestgehend in Schenkungen an das Kloster. Aber auch andere, minder begüterte und andächtige Leute suchten zu ihrem Seelenheil den Wohlstand des Klosters zu mehren. So kam es, daß die Reichenau in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Stiftung das begüterteste Kloster Alemanniens war und daß die Sage entstehen konnte: wenn der Abt von Reichenau nach Rom reist, kann er jeden Tag auf eigenem Grund und Boden übernachten.

Nach drei Jahren verließ Pirmin die Insel; er starb, nachdem er noch viele Klöster, so in Baden Schwarzach und Gengenbach, gegründet hatte, am 3. November 753 in Hornbach bei Zweibrücken.

Bereits unter seinem Nachfolger, dem Abt Otto (727—732) wurden Mönche und Bücher aus der Reichenau an drei andere, von Pirmin gebaute Stellen nach Pfäfers, Mâlich und Murbach gegeben.

Es war das Kloster ein lieblicher Garten, wie ein Zeitgenosse aus fremdem Kloster sich ausdrückt, in dem Kunst und Wissenschaften herrlich erblühten. Nicht nur beteten die Mönche und sangen gedanklos ihre Psalmen, sie lasen die römischen und griechischen Klassiker, durchblätterten die Chroniken früherer Tage und verfaßten selbst solche, oder gaben sich Mühe, wichtige Handschriften durch eigene Abschrift zu vervielfältigen.

Ein reges geistiges Schaffen begann unter Waldo (786—806), eines Günstlings Karls des Großen. Er errichtete Schulen, gründete eine Bibliothek, die mächtigen Zuwachs, namentlich durch gelehrte Fremde, die in der Reichenau ihren bleibenden Aufenthalt nahmen, erhielt. Der Reichenauer Mönch Vabilles, den Waldo mit einigen andern zur weiteren Ausbildung nach Tours gesendet hatte, schenkte ebenfalls viele Bücher. Auch wurden im Kloster selbst eifrig Bücher geschrieben. Die Pergamentblätter ließ man aus Mainz kommen. Der Bibliothekar Reginbert (gest. 846) begann bereits damals seine mühselige Tätigkeit in der Ordnung der Bücherei, die er unter vier Abten bis zu seinem Lebende verwaltete. Nach dem von ihm angelegten Katalog besaß das Kloster am Anfang des neunten Jahrhunderts mehr als vierhundert Bände, meist biblische Bücher, Werke der Väter und liturgische Schriften. Auch Gesetzsammlungen waren zahlreich vorhanden, ebenso Schulbücher, die das Gebiet des Trivium und Quadrivium behandelten. In Auswahl gab es christliche Dichter, heidnische Autoren dagegen nur wenige, jedoch fehlte nicht ein Vergilius.

Seit dem Jahre 817 war auch in Reichenau gemäß den Aachener Beschlüssen die Einrichtung getroffen worden, daß die das Mönchtum tragenden Knaben von jenen Schülern, die nur des Studiums wegen im Kloster sich aufhalten wollten, getrennt erzogen wurden. Die „gottgeopfert Knaben“ wurden in der „inneren“ Schule, die sich im Innern der Klausur des Klosters befand, streng abgeschlossen von den Schülern der „äußeren“ Schule unterrichtet und erzogen und durften nie mit ihnen in Verbindung kommen. Sie trugen das Mönchs-gewand und galten als wirkliche Mitglieder der Klostergenossenschaft. Die größte Sorgfalt wurde ihnen in allen Studien zuteil, selbst gewisse Ehrenbezeugungen mußten ihnen erteilt werden, so hatten sie die übrigen Mönche durch eine kleine Verneigung zu begrüßen. Der oberste Leiter der Klosterschule war gewöhnlich ein bewährter und gelehrter Mönch, der „magister principalis“; ihm standen bei seinem umfangreichen Amt Hilfslehrer und Aufstoden zur Seite. Sie hatten vor allem auf ein sittliches und wohlgezogenes Verhalten der Schüler außerhalb des Unterrichts zu sehen; für jede Gebärde waren nämlich die genauesten Vorschriften gesetzt. Außerdem wachten die Direktoren mit Argusaugen über Alt und Jung im Kloster und notierten den Namen des Schuldigen auf ihre Täfelchen. Strenge Befolgung der nicht leicht einzuhaltenden Tagesordnung war vorgeschrieben und manchmal kam es vor, daß am Morgen die sämmtlichen Knaben mit der Mute munter gemacht wurden; auch für den Verkehr der Schüler mit den Mönchen bestanden die strengsten Vorschriften. Daneben fehlten nicht die Vakanztage und Schulfeste, dann schlug oft die Freude der Schüler in Ausgelassenheit um. Längere Schulfestien konnte das Mittelalter nicht. Regelmäßige Vakanztage waren die Comar und Feiertage, sowie die Vorabende derselben. Die Lehrer machten auch gemeinsame Ausflüge mit ihren Schülern, wobei es mitunter wohl vorkam, daß man in den Wäldern mit wilden Tieren zusammentraf. Der hl. Meinhard (gest. 861), ein Reichenauer Mönch, der über die Schule des zum Reichenauer Kloster gehörenden Klosters Bollingen am Birkensee geleht war, fuhr mit seinen Böglingen sehr oft über den See und drang tief in die Wälder ein.

Am das Jahr 768 war dem Kloster ein fünfjähriger Knabe namens Hatto übergeben worden, der in ihm seine ganze Ausbildung erhielt und später selbst als Lehrer der Klosterschule tätig war und seinem Vater zu hohem Ansehen brachte. Nach Waldos Tod wurde er Abt (806—823). Karl der Große verlieh ihm dazu noch das Bistum Basel, dem Hatto war ein eifriger Förderer der Ideen und Bestrebungen des großen Kaisers. Unter ihm begann die Blüthezeit der Reichenauer Schulen. In ihnen vollendete damals Grimald der berühmte Erzkonziler Ludwigs des Deutschen, seine Studien. Reginbert wird als sein Lehrer genannt. Der Abt wohnte regelmäßig den Prüfungen bei. Das letztemal, da er anwesend war, sprach er namentlich recht schön zu den versammelten Schülern: „Gebrauch eure Talente und Kenntnisse im Dienste Gottes, denn nur in diesem Dienste werdet ihr sie zu euerm und andern Heil und Glück verwenden können, während Ansehen, Macht, Reichthum und Sinnensgenuß euren Seelen keinen Frieden zu geben vermögen.“

Die Mönche sowohl wie die Klosterschüler gehörten den vornehmsten Geschlechtern an, der Andrang zur Aufnahme war in der Blüthezeit so groß, daß Ehre von gewöhnlichem Ritterziel zurückgewiesen und nur solche von Herzögen, Pfälz- und Markgrafen zuhause kamen. Nur ganz ausnahmungsweise wurden hervorragende Legate aus geringem Stande aufgenommen, wie Valatrius, Straßburger, nachmals der größte Gelehrte seiner Zeit. Er trat als neunjähriger Waisenknabe in das Kloster ein und tat sich bald durch seinen erstaunlichen Fleiß und seine gründlichen Kenntnisse hervor. Er hatte unerschließliche Augen, aber schielte nicht so in die Höhe und unter die Augenlider, wie es viele bei Tage tun, sondern forschte, weiß er, weiter und bereicherte dadurch seinen ohnedies hellen Geist auf erstaunliche Weise. Damit verband er Reinheit der Sitten, unbescholtene Lebensweise und einen kindlich frommen, religiösen Sinn. Wie es bei ihm gefaßt. Und wie er für seine geistige Bildung besorgt war, so sorgte er auch für das Hauswesen des Klosters. Im 15. und 18. Jahre zeigte der Jüngling von vorgefertigtem Verstand Proben seines Talent. Er verfaßte Gedichte und wurde so in seiner Jugend schon von gelehrtesten Männern seiner Zeit unter die Peraganten gezählt. In dieser Zeit hatte er auch zu Sulda den Unterricht Abtens in der Theologie genossen, dann übernahm er die Leitung der Schulen in Reichenau. 838 wurde er zum Abt des Klosters gewählt, das unter seiner Leitung den höchsten Glanzpunkt erreichte. Der Ruf der Schule

breitete sich damals weit über die Grenzen Alemanniens und Deutschlands, theologische und weltliche Studien standen in größter Blüte. Die günstige Lage des Klosters am Wege nach Rom und dem Orient kam der Schule nicht wenig zustatten. Pilger aus allen Nationen trafen im neunten und zehnten Jahrhundert hier zusammen; griechische Mönche weilten um jene Zeit im Kloster. Ein Reichenauer Mönch aus Walafrieds Schule brachte damals von seiner Pilgerfahrt nach Rom eine Sammlung vieler lateinischer Inschriften mit, die er auf den Wandmalereien der heiligen Stadt und auch zu Pavia gelesen und Buchstaben für Buchstaben mit großer Genauigkeit abgeschrieben hatte. Selbst griechische Inschriften verstand er vorrecht zu kopieren. Nicht bloß christliche Bauten, auch die antiken Denkmäler, die zu seiner Zeit noch standen, hatten sein Interesse gefesselt.

Unter Strabos Leitung weitete die Reichenauer Schule an Bedeutung mit der von St. Gallen, Fulda und Hirsa. Die Sängerschule und die Malerschule auf der Reichenau standen damals in gutem Ansehen und beide sind später von eingreifendster Bedeutung für die Kunstgeschichte des Mittelalters gewesen.

Die kalligraphische und dekorative Kunst, die sich an den Ufern des Rheins, des Main und der Mosel entwickelt hat, stammt von Reichenau und St. Gallen. Reichenauer Mönche fertigten das berühmte Evangelium von Trier und schmückten nach den Entwürfen Walafrieds, dessen außerordentliche Vielseitigkeit hiermit im besten Lichte erstrahlt, Kirche und Wohnhaus des Abtes in St. Gallen. Daneben bestimmte sich Strabo sehr eingehend in die Klosterökonomie, ließ Gemüse- und Obstgärten anlegen und vierzig Nebenteile aus dem lebenspflichtigen Dorfe Etzdorn im Thurgau kommen, um den Weinbau zu erweitern.

Nach seinem Tode erlosch das Ansehen der Reichenauer Schule keineswegs. Noch gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts wurde sie zu den vorzüglichsten Lehranstalten Deutschlands gezählt. Um die Jahrtausendwende ging aus ihr noch ein Gelehrter hervor, dessen universelles Wissen alle Welt mit Staunen erfüllte: Hermann der Lahme. Als siebenjähriges, kränkliches und verkrüppeltes Kind war er dem Kloster 1020 übergeben worden und hatte sich dort alle Gelehrsamkeit angeeignet, die zu seiner Zeit zu erreichen war. Als Dichter, Geschichtschreiber, Astronom, Musiker und Theologe leistete er gleich Vorzügliches. Von seinen bahnbrechenden Schülern wurde er als der „beste“ der Lehrer gerühmt. Eine weltberühmte Chronik, Verse, Schriften über Astronomie, Musik und Mathematik sind von ihm erhalten. Sein Schüler Berthold, dem der Meister sterbend seine Nachlassenschaft übergab, damit er, was daraus noch nicht auf Pergament übertragen worden war, verbessere und abschreibe, wirkte im Geiste seines Lehrers weiter. Nach Bertholds Tod (1088) begann der literarische Aufschwung der Schule rasch zu verfliegen. Wohl bestand sie in den späteren Zeiten noch fort, aber höheres geistiges Streben war im Kloster des heil. Pirmin nicht mehr zu finden. Innere Zwistigkeiten zerrührten die Eintracht unter den Mönchen. Die fortwährenden Kämpfe der päpstlichen gesinnuten Abte mit dem Nachbarloster St. Gallen, das in dem großen Kampf zwischen Heinrich und Papst Gregor des Kaisers Partei ergriffen hatte, zerrütteten auch die ökonomischen Verhältnisse des Klosters und führten allmählich seinen gänzlichen Verfall herbei.

Einst und jetzt.

Erinnerungen eines badischen Dorfskundes.
Von Marie Gött.

Um einen kleinen Beitrag zum Thema „Einst und jetzt“ zu liefern, muß ich mich weit zurückverfolgen: bis in die 1850er Jahre. Mehr Schatten als Licht hat gleich nach der 1848er Revolution unser Dorf umgeben, und ich trage die Bilder noch immer in mir herum. Es wird zwar viel von jener alten Zeit geschrieben und gesprochen; aber die Zustände so zu schildern, wie sie in Wirklichkeit waren, das haben die meisten vergessen. Gerade jetzt denke ich lebendiger als je an jene Tage zurück. Man braucht eigentlich nichts zu dichten und nichts zu erfinden, so lange es um uns herum in der Heimat Erlebnisse und Ereignisse gibt, die noch des Erzählens wert sind in bezug auf Menschen, Zeiten, Glücks- und Unglücksjahre. Ich will die Grenzen meiner Worte auf den kleinsten Raum beschränken und nur in meinem Dörfchen am Rhein im lieben badischen Lande bleiben.

Freilich: die ersten Jahre nach 1850 beschreiben! Gange ich zuerst damit an, wie es mit der Krankenpflege bestellt war. Im Jahre 1851 regierten zwei böse ansteckende Krankheiten, die schwarzen Blattern und die Ruhr zugleich. In jedem Hause lagen Kranke oder Leichen. Kein Mensch war da zur Pflege, denn jeder fürchtete sich vor Ansteckung.

Dazu fehlte es am nötigsten: an ein wenig Geld. Es waren empfindliche Fehljahre, weil der Rhein die Felder überschwemmt hatte, so daß die Acker einer Kieselsteinflut gleichen. Mein Vater war ein Mann mit Geist und Gewissen. Er war von einer zwölfsährigen Wanderschaft mit seinem Erzparrnien gekommen und hatte sich in der Heimat eine Existenz als Bierbrauer und Küfermeister angeeignet. Die Rebellen legten aber Feuer an sein Eigentum, weil er ihr Treiben nicht begünstigte und sich vor allem verbat, die Freiheitslieder zu singen. Und weil sie in der Begeisterung auch das Zahlen vergaßen, spedierte er sie auf die Straße und schloß die Wirtschaft.

Er pflegte die Kranken, und im Armenhause wohnte allein noch ein halber Idiot, der mußte bei den Toten wachen und sie begraben helfen. Merkwürdig, daß der Vater nichts erbt. Aber dafür starben daheim drei in einer Woche: zwei Geschwister an der Ruhr und ein Brüderröden an den Blattern. Einmal, es war

schon dunkel, da kam ein kleines blaßes Mädchen zur Stubentür hereingeflüchteten: „Die Mutter will sterben und es ist finster!“ hauchte das Kind; „es ist kein Del mehr im Kessel!“ Man hatte dort noch kein Erdöl.

Das Elend war groß. Die Schule wurde geschlossen, weil manches Kind vor Schwäche mußte. Der Laib Brot kostete sechs- unddreißig bis vierzig Kreuzer, die Kartoffeln hatte das Wasser ausgeschwemmt, ohne daß sie reif waren. Nirgends Hilfe, weder Trost, noch Verdienst! Die Ordnung im Staat war ebenfalls noch nicht hergestellt. Das Land war stark verschuldet. Die Gemeinde spedierte ein paar Familien nach Amerika und behielt dafür ihr bischen mageres Feld.

Es waren im Dorfe noch ein paar Unglückliche, die als Last empfunden wurden; aber an denen ging der Tod gleichgültig vorüber, obchon er die einzige Wohltat für jene Geschöpfe gewesen wäre. Unter den Bedauernswerten waren auch zwei arme verachtete und verlassene Frauen, die als Hexen verdächtigt waren. Ein solches Opfer des Aberglaubens lag schon volle sechzehn Jahre an Gliederschmerzen glücktrauf darnieder. Sie konnte nicht sterben, hieß es, weil ihr niemand das Hexenwerk abnehmen wolle. Die andere war ein altes Mütterlein, einsam und verlassen. Sie lief an zwei Stöcken, ganz gebückt. Weil sie eine Warze auf der Nase hatte, hielt man sie für eine Hexe. Sie tat mit ihrer Geiß sprechen gerade wie mit einem Menschen, sagte man, und dies befestigte den Glauben noch mehr. Geben durfte man so einer nicht; sonst hätten sie Gewalt über einen. Aber der Vater sah doch nach beiden und sorgte, daß sie nicht zugrunde gingen. Ueber ihn hätten sie keine Gewalt, — wie er schalkhaft beteuerte.

Mit Hilfe eines Einwohners von Dreisach baute er das angezündete Häuschen wieder auf, und als wir wieder einen eigenen Unterschlupf hatten, behielt der Vater wieder alle armen Handwerksburschen über Nacht, eingedenk seiner eigenen Wanderjahre. Einmal brachte unser Vater von der Straße einen Handwerksburschen getragen, den er wie einen eigenen Sohn in das Bett legte und volle sechs Wochen pflegte. Er betete mit ihm und bereitete ihn zum Sterben vor. Als der Schreiner sich dann weigerte, den Sarg zu machen, dachte mein Vater: Habe ich in Marjelle dem Napoleon ein Hof gemacht, das ihm die Stadt zu einer Huldbigung schenkte (aber nicht leer!), so werde ich auch einen Sarg zuwege bringen.

Laut jammern kam an einem der heißesten Sommertage einstmals ein junger Mann und bat den Vater, er möchte doch eines von seinen Kindern hinunter ins Dorf schicken, das einwilligen bei seiner schwerkranken Frau bleibe, bis er wieder heimkomme; er habe auf dem Acker etwas notwendiges zu schaffen. „Du gehst!“ hieß es. „Ja, geh!“ sagte der geängstigte Mann zu mir. „Du hast weiter nichts zu tun, als der Agnes die Mädchen zu wehren; sie fressen sie fast, und wenn das Kind erwacht, gibst du ihm das Säpplein, das in der warmen Asche steht im Herd!“

Damals war ich neun Jahre alt; just eine zuverlässige Krankenwärterin! In der niedrigen Stube war eine dumpfige Hitze. Ich kniete auf den Stuhl und wehrte mit einer Windel in der Hand die vielen zudringlichen Mädchen ab, die es ganz besonders auf die Augen der Kranken abgesehen zu haben schienen. Sie sprach nichts. Instinktiv merkte ich, daß sie schwer krank sei, und sprach ebenfalls nichts, sondern wischte und wischte an einem fort.

Auf der Stirne bekam die Kranke große Schweißtropfen, die ich der Hitze zuschrieb, aber es fiel mir nicht ein, ein Fenster zu öffnen. Das Kind begann zu schreien; da klopfte ich ihm die Suppe, an der kein Tropfen Brühe war, hinunter. Unter der Zeit waren die großen offenen Augen der Kranken dicht befeht mit Wäden, so daß ich sie mit den Fingern wegschieben mußte. Ich wunderte mich nur, daß die Agnes nicht einmal blinzelte, und trocknete mein Gesicht mit der gleichen Windel ab, mit der ich der Sterbenden den Todessehweiß abgetrocknet hatte.

Das hieß man damals Krankenpflege!

Welch segensreiche Wohltat ist heute die christliche Charitas! Zwei Krankenschwestern sind heute im Dorfe, und ruhig bestellen sie Leute ihr Feld.

Als die Schule wieder offen war, da mußten die besserbemittelten Bauern abwechselnd je ein oder zwei Kinder an ihrem Tische sich satt essen lassen. Das hieß man Umessen. So vergingen zwei bis drei Jahre; da spukte es wieder in den Köpfen einiger, die alles besser wissen wollten, obchon sie nie von der Scholle weglamen. Im Winter taten sich die Männer zusammen auf der Ofenbank, und im Sommer saßen sie an Sonntagnachmittagen beisammen auf den Langhölzern vor den Häusern. Da wurde über alles disputiert und politisiert; jeder trug sein Scherflein bei und es wurden Dinge ausgeheckt wie: der Preuß kommt ins Land und fängt Krieg mit uns an; und dann erscheint noch der Antichrist hinterher, — bei dem handelt es sich um den Glauben. Sie charakterisierten die kommenden Dinge mit aller menschlichen Phantasie, zum Beispiel: die Kinder werden aufgespießt, die großen im Schnittstuhl zusammengeschnitten wie Stroh.

Dann kam der Dreißigjährige Krieg zur Sprache und der Franzosenkrieg gegen Deutschland am Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wie hauptsächlich unser Dorf und die Nachbardsdörfer am Rhein verwüstet wurden und wie vieles sie zu leiden hatten. Die Schweden hätten es am ärgsten getrieben und einmal sogar den Leuten die Kleider ausgezogen. Solche Dinge waren hauptsächlich im Winter der beste Stoff zur Unterhaltung. Wie weit zurück man noch in den fünfziger Jahren bei uns war, das besagt die Tatsache, daß man von einer Zeitung gar nichts wußte. Alles und jedes schöpfte man

nur aus dem Lahrer Hinfenden Voten. Um aber die Gemüter nie froh werden zu lassen, tauchten immer neue Propheten auf. Es sei eine Strafe Gottes, predigten jene, und die Leute glaubten es, obgleich sie gar nicht wußten weshalb die Strafe kommen sollte. Niedergedrückt und niedergehalten, in Arbeit und Sorgen aßen sie ihr Brot und damals traf das Dichterwort zu:

Sie gruben und schafften mit Mühe und Schweiß;
Königliche Gaben lohnten den Fleiß.

Vor dem „Endekrist“ fürchteten wir uns am allergrößten, und wir Kinder saßen oft beisammen und berieten uns, welchen Martertod wir sterben wollten für den Glauben.

Langsam löste ein trübes Jahr das andere ab.

Man zählte das Jahr 1856. Bis dahin ist weder der gefürchtete Preuß, noch der Antichrist gekommen. Auch ist die Welt nicht untergegangen an Ostern, obgleich ein Brief vom Himmel gefallen sein sollte, in dem es geschrieben steht. Dafür kam aber etwas ganz anderes, ein hoch erfreuliches Ereignis:

Es war ein schöner Tag, der 20. September. Am frühen Morgen schon gingen wir, der Vater, ein Bruder und ich, mit der Haue auf der Schulter eine Hohlgaße hinauf. Oben angekommen, sah man weit und breit die schönsten Weinberge. Der Herbst versprach seit langem wieder gut zu werden. Währenddem Vater und Bruder fleißig das Gras abschürfelten, konnte ich nicht umhin, von Zeit zu Zeit mehr als gewöhnlich auf den Hauenstiel gestützt, Umschau zu halten. Da oben war es so schön, so schön! Diese Aussicht! Im Elsaß drüben eine unübersehbare Kette blauer Berge, grüne Auen, reiche Ebenen, aus denen ein Dorf um das andere, von der Sonne beschienen, schaute. Hinter mir der rebenumkränzte Kaiserstuhl. Weiter die Schwarzwaldberge und zunächst unten der grünlich-blaue Rhein, in dem sich die Limburg spiegelt. O, wie ist die Erde schön dachte ich, und als mein Bruder mit mir ansaß war, von wegen des Herumgaffens, wagte ich schließlich zu sagen: „Siehst du denn nicht, wie schön die Welt ist? Ich muß halt schauen. Und sag, Leopold, wärs denn nit schäd, wenn jetzt der Preuß kumme und alles zerstöre tät, wie's alleweil heißt, und b' Veut noch derzue umbringe tät?“ — „Das ist nichts, als ein dummes Geschwätz!“ mischte sich der Vater ein. „Da hätt' er viel zu tun. Was hätt' er dann davon, wenn er die Menschen umbringen ließ? Habt nur keine Angst, es wird nicht so gefährlich sein!“

Mittlerweile wurden wir fertig. Es war Mittag. Bum, noch einmal Bum, und wieder Bum! „O, jetzt ist's fertig! Jetzt ist Krieg! Das bedeutet Krieg!“ Mit bang klopfendem Herzen rannten wir dem Dorf zu. Am Rathause hing die Fahne heraus. Die Leute standen da und dort beisammen und machten seltsam heitere Gesicht. Bald erfuhren wir, was das Schießen und der Schmutz zu bedeuten habe. „Unser Großherzog hat heute Hochzeit mit der Tochter des künftigen Königs von Preußen!“ hieß es. Das war eine inhaltreiche und freudige Kunde! Dieses Ereignis nahm uns auf einmal alle Angst und Sorgen. Jeder sagte sich, daß dem Lande von nun an keine Gefahr drohen könne, in dem die preussische Prinzessin wohnt. Und man fing an zu leben, fing an, zuversichtlich und hoffnungsfreudig zu werden.

Wer wird aber heute glauben, daß man damals ein solches Ereignis erst am Hochzeitstag erfuhr? Heute ist es anders. —

Das war ein wichtiger Wendepunkt und zugleich der Schlußabschnitt einer schlimmen Zeitperiode.

Badische Totenschau für 1918.

April.

Friedrich Nebenius, Großh. Baurat a. D. und zuletzt von 1882 bis 1900 Vorstand der Bezirksbauinspektion zu Donaueschingen, von 1900 bis 1913 zu Emmendingen; † zu Karlsruhe. — Dr. Engelbert Käfer, von 1894 bis 1918 katholischer Pfarrer zu Merzhausen; war lange Jahre Schriftleiter des „Oberheimischen Pastoratblatt“ und entfaltete auch sonst eine umfassende schriftstellerische Tätigkeit; verfaßte u. a. „Das Paradies der Sozialdemokratie“, „Der Sozialdemokrat hat das Wort“, „Unterricht über die Ependung der Notaufe“ usw.; † zu Merzhausen. — Gottfried Krug, Buchdruckerbesitzer zu Ludwigshafen, vorher zu Mannheim, war jahrelang Vorstandsmittglied und Schriftführer des Badischen Sängerbundes und Schriftleiter des „Badischen Sängerbotes“; † zu Ludwigshafen. — Robert Ruoff, Großh. Oberregierungsrat a. D.; zuletzt von 1883 bis 1894 Regierungsrat, von 1894—1913 Oberregierungsrat b. d. Großh. Generaldirektion der Staatseisenbahnen; † zu Karlsruhe. — Adolph Wittrolff, von 1891 bis 1898 Professor an der Höheren Bürgerschule zu Willingen, von 1898 bis 1918 an der Realschule zu Karlsruhe; † ebenda. — Heinrich Niedlinger, heileidete neun Jahre lang das Amt des Bürgermeisters von Adolfszell und erwarb sich große Verdienste um die Entwicklung der Stadt und ihrer Einrichtungen; † zu Adolfszell. — Wilhelm Kolb, Politiker, Führer der badischen Sozialdemokratie und Anhänger der reformistischen Richtung dieser Partei; Hauptstiftleiter des „Volkstreuend“ in Karlsruhe; von 1894 bis 1902 und von 1905 bis 1908 Stadtverordneter, von 1908 bis 1918 Stadtrat in Karlsruhe; vertrat von 1905 bis 1918 den 44. Landtagswahlkreis Karlsruhe Stadt IV in der Zweiten Kammer der Badischen Landstände; † zu Karlsruhe. — Theodor Sachmann, Großh. Medizinalrat und praktischer Arzt in Überlingen; bekannter Volklorist, Verfasser des Werkes „Überlinger Sagen, Bräuche und Sitten“ (1909) und Begründer

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unherlangte Verantwortlicher Leiter: Gustav Reppert. — Druck und Verlag

der Überlinger Stadt, Sammlungen; war auch längere Zeit Schriftleiter des in Überlingen erscheinenden „Seebotes“; Ehrenmitglied des Vereins für Geschichte des Bodensees; † zu Überlingen. — Albert Biegler, Großh. Geh. Hofrat, von 1881 bis 1884 Apothekeninspektor und von 1884 bis 1918 technischer Referent für pharmazeutische Angelegenheiten beim Ministerium des Innern; Mitbegründer des Badischen Männerhilfsvereins, um dessen Entwicklung wie um die des Badischen Frauenvereins er sich große Verdienste erwarb; † zu Karlsruhe. — Hans Freiherr von Madritsch, Großh. badischer Grundherr zu Heinsheim, Ehrenberg, Zimmerhof und Koblhof, † zu Heinsheim. — Wilhelm Höbler, Großh. Geh. Hofrat, von 1876 bis 1885 Professor am Realgymnasium in Karlsruhe, von 1885 bis 1889 Vorstand der Höheren Bürgerschule zu Rensingen, von 1889 bis 1896 Direktor des Realgymnasiums zu Ettenheim und von 1896 bis 1918 zu Mannheim; † zu Redargemünd. — Gotthard Wehrle, Großh. Staatsanwalt und Hilfsreferent beim Großh. Ministerium des Großh. Hauses, der Justiz und des Auswärtigen; † als Hauptmann d. L. und Batterieführer auf dem Felde der Ehre. — Dr. Hermann Winnefeld aus Überlingen, zweiter Direktor der Sammlung antiker Bildwerke und des Antiquariums der Kgl. Museen und Privatdozent für Archäologie an der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin; verfaßte eine Anzahl von Fachschriften, u. a. eine Beschreibung der Tafelsammlung der Großh. Altertümerammlung zu Karlsruhe; † zu Berlin.

Mai.

Gustav Nieger, von 1894 bis 1900 Professor am Progymnasium in Donaueschingen, von 1900 bis 1907 am Gymnasium in Rastatt, von 1907 bis 1918 am Realgymnasium (Humboldtschule) in Karlsruhe; † als Hauptmann d. L. an den Folgen einer Krankheit, die er sich im Militärdienst zugezogen, zu Karlsruhe. — Theodor Fischer, Großh. Kirchenrat und Dr. theol. hon. c. der Universität Heidelberg; von 1864 bis 1879 evangelischer Pfarrer zu Wieslet und von 1879 bis 1906 zu Maulburg; von 1875 bis 1906 Dekan der Diözese Schopshaus; † zu Karlsruhe. — Reinhard Becker, Geh. Medizinalrat zu Freiburg i. Br.; von 1891 bis 1901 Bezirksarzt in Engen, von 1901 bis 1909 in Offenburg und von 1909 bis 1918 in Freiburg i. Br.; † ebenda. — Friedrich Weibel, von 1908 bis 1918 Professor an der Oberrealschule zu Forstheim; gefallen als Unteroffizier d. L. auf dem Felde der Ehre. — Karl Haub, von 1891 bis 1918 Syndikus der Handwerkskammer in Mannheim, vorher Gewerbelehrer und Sekretär des Gewerbevereins u. Handwerkerverbandes zu Mannheim; hervorragender Organisator; verfaßte eine größere Anzahl von auf Handwerkerfragen bezüglichen Fachschriften, u. a. „Die badische Handwerkerbewegung von der Einführung der Gewerbefreiheit bis zur Gegenwart“ (1917); † zu Mannheim. — August von der Koss, von 1889 bis 1914 Direktor der Badischen Bank in Karlsruhe; † zu München. — Dr. Max Wilms, Großh. Geh. Hofrat und von 1910 bis 1918 o. Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik an der Universität Heidelberg; † ebenda. — Adalbert Grüniger, Mitinhaber der Glodengießerei Benjamin Grüniger Söhne zu Willingen; † ebenda. — Dr. jur. Bernhard Kolb, aus Adelsheim, Beitragsverleger und Journalist, von 1877 bis 1878 Schriftleiter des „Badischen Beobachters“ zu Karlsruhe, dann der „Germania“ zu Berlin; seit 1889 Buchdruckerbesitzer und Verleger des „Oberbadischen Anzeigers“ zu Donaueschingen; † ebenda. — Dr. Gustav Meinroth, Kinder- und Schularzt zu Konstanz, wo er sich in den weitesten Kreisen großen Ansehens und großer Beliebtheit erfreute; † an den Folgen einer Krankheit, die er sich im Felde zugezogen hatte. — Edmund Schellinger, bekannter und angesehener Journalist und Schriftsteller zu Forstheim, Mitarbeiter der beiden dortigen Zeitungen und der Frankfurter Zeitung; † zu Forstheim.

Juni.

Dr. Wolfgang Thomas-San Galli, Musikschriftsteller zu Freiburg i. Br.; verfaßte eine Anzahl geschätzter Schriften über Beethoven, Brahms, Mozart usw.; gefallen auf dem Felde der Ehre. — Friedrich Speidel, Industrieller und Fabrikant zu Forstheim; Erfinder des Doppelkrabtes und Begründer der Forstheimer Doppelkrabtenfabrikation; † zu Forstheim. — Ludwig Theodor Mühlhäuser, von 1894 bis 1905 Pfarrer der evangelischen Pfarrei in Karlsruhe, von 1905 bis 1918 theologischer Lehrer am Missionshaus in Basel; † ebenda. — Johannes Feil, zuletzt von 1913 bis 1918 katholischer Pfarrer zu Teutlich (A. Überlingen); † ebenda. — Dr. Alexander Mitscherlich, bekannter Chemiker, von 1868 an kurze Zeit Professor an der Forstakademie zu Hannoverisch-Wilthen lebte er seit nahezu 40 Jahren in Freiburg i. Br.; Erfinder des für die Papierzeugung wichtigen Sulfid-Zellstoffes; † zu Oberstdorf im Allgäu. — Ernst Stöcker, Großh. Geheimer Rat und Kgl. preussischer Oberst a. D.; von 1910 bis 1918 Direktor des Männerauschusses zu Bruchsal; vorher von 1905 bis 1906 Kommandeur des Infanterieregiments „Graf Barck“ Nr. 17; während des Krieges Vorstand des Kriegsgefangenenlagers zu L. mheim; † zu Bruchsal. — Heinrich Philipp, Großh. Landwirtlich. Inspektor und von 1913 bis 1918 Landwirtschaftslehrer bezw. Vorstand der Landwirtschaftsschule zu Augustenberg; † als Leutnant d. R. auf dem Felde der Ehre. — Eugen Bougainé, von 1904 bis 1911 Professor an der Realschule zu Sinsheim, von 1911 bis 1918 an der Höheren Mädchenschule (Nichtschule) zu Karlsruhe; † als Leutnant d. R. auf dem Felde der Ehre. — Friedrich Huber, seit 1904 Vorst. ver, seit 1911 Rektor der Gewerbeschule zu Bruchsal; † ebenda. — Karl Würd, Industrieller zu Mannheim, Konsul der Argentinischen Republik für das Großherzogtum Baden; Aufsichtsrat zahlreicher Aktiengesellschaften; erwarb sich besondere Verdienste um die Aufföhrung des Rheingebietes; † zu Mannheim. — Moritz Ehinger, Altstadtrat zu Konstanz und Besitzer der Baumwollspinnerei Trötschle; Ehinger zu Sinsheim; † zu Konstanz. — Karl Schmitt, charakteristischer Oberleutnant und zuletzt von 1890 bis 1909 Kommandeur des I. Gendarmenbezirks Konstanz; † zu Karlsruhe. — Freiherr Eberhard Gler von Ravensburg, Kgl. preussischer Major und während des Krieges zuletzt Kommandeur eines badischen Reserve-Infanterieregiments; † auf dem Felde der Ehre. — Karl Boos, zuletzt von 1911 bis 1918 Rektor und Vorsteher der Gewerbeschule zu Willingen; † ebenda. — Nathanael Schmitt, Kunstmaler in Karlsruhe; in weiten Kreisen besonders als Porträtmaler bekannt; † zu Karlsruhe.

Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen
der G. F. Müllerischen Hofbuchhandlung m. b. S. —